

historycast

was war – was wird



Unterrichtsmaterial zu Staffel 4, Folge 14

IM REVIER. VON RUHRPOLEN, GASTARBEITERN UND KRIEGSFLÜCHTLINGEN

Almut Finck im Gespräch mit Christoph Nonn

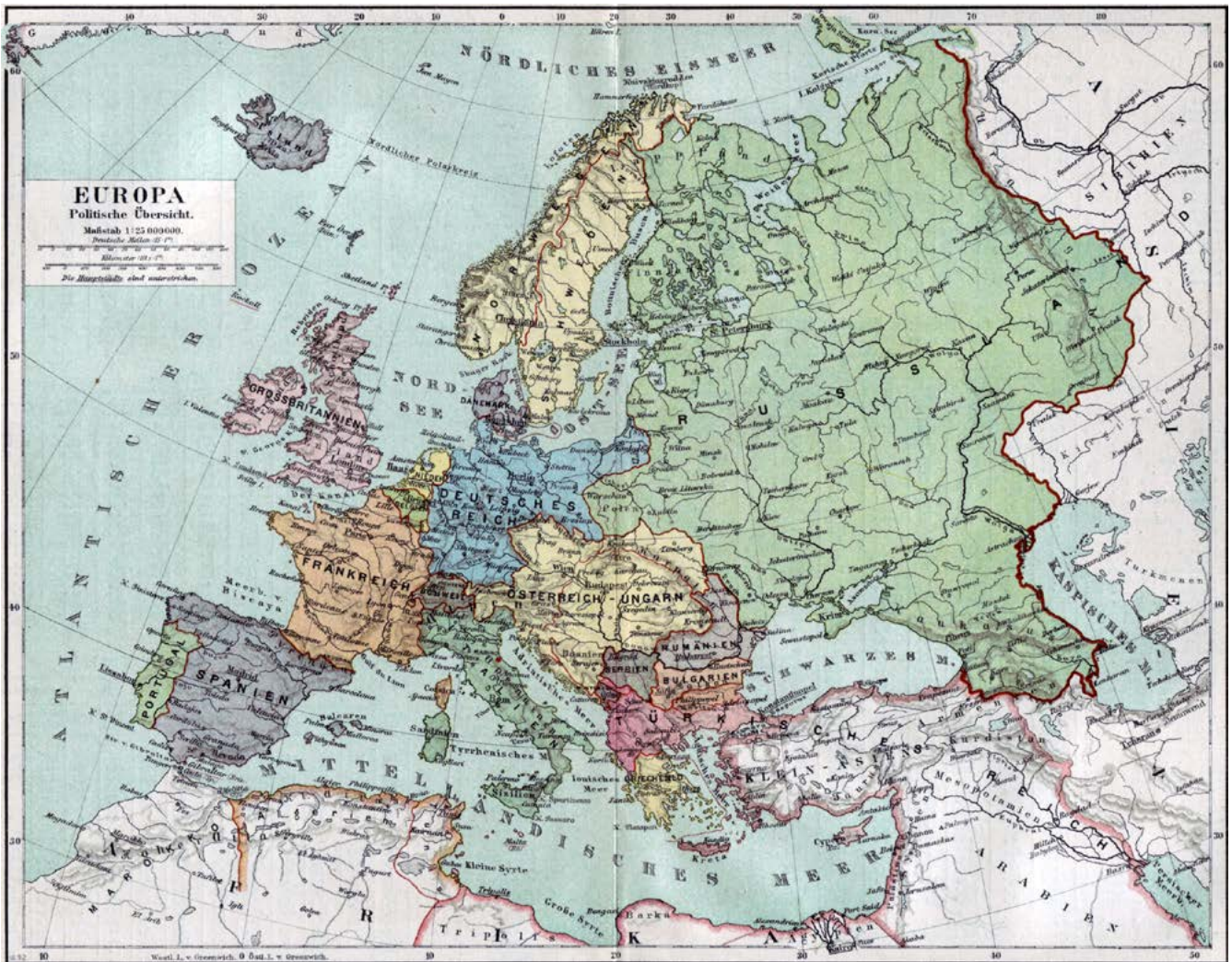
Unterrichtsmaterial entwickelt von Lukas Winter



Schritt 1:

Migration im Ruhrgebiet des 19. Jahrhunderts

D1 Europa 1890



https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8b/Europa_1890.jpg

Lizenz: Diese Abbildung stammt aus der 5. Auflage von Meyers Konversationslexikon (1893-97).

Das **Urheberrecht** ist erloschen, die Inhalte sind **gemeinfrei**.

D2 Podcast-Ausschnitt I

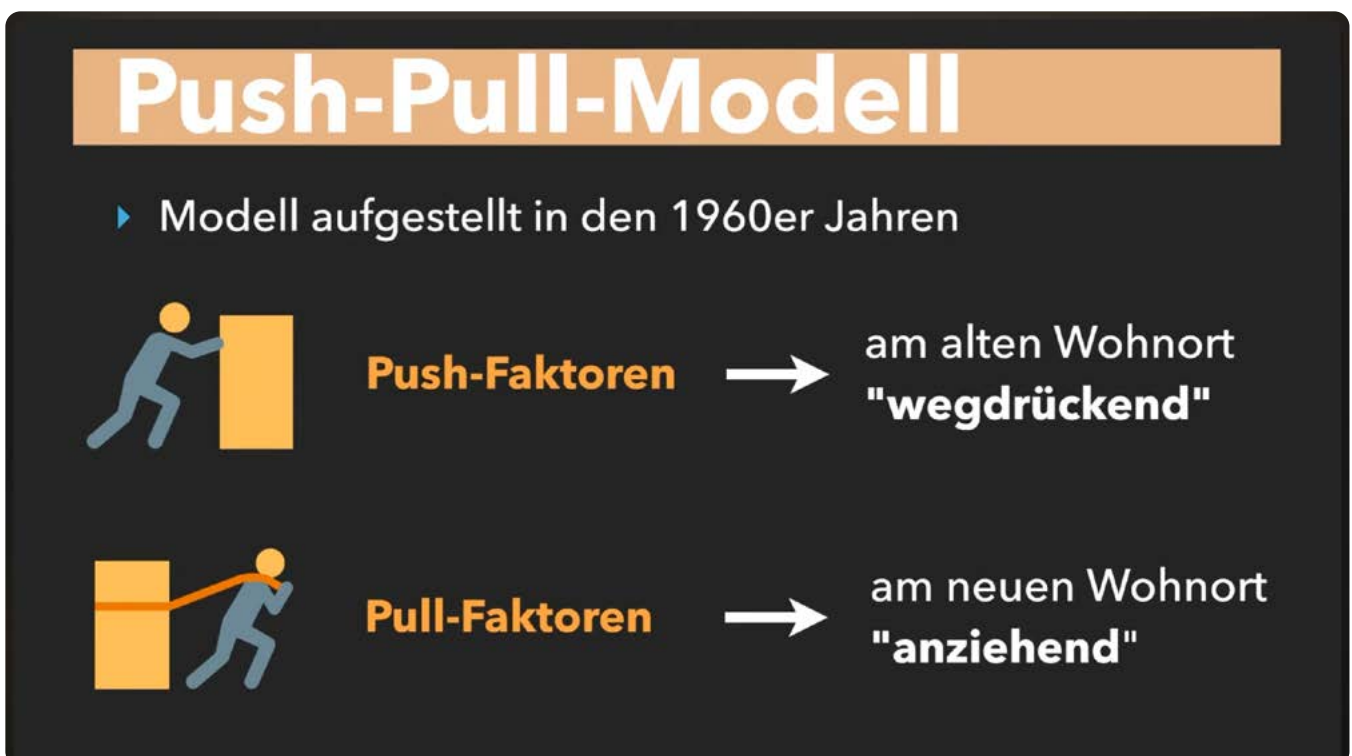
1 **FINCK: Vielleicht müssen wir für die histo-**
risch nicht ganz Bewanderten erklären: War-
um gab es denn so viele Polnisch sprechende,
preußische oder dann deutsche Staatsbür-
 5 **ger?**

NONN: Das liegt einfach daran, dass es ja kei-
 nen polnischen Nationalstaat gegeben hat im
 19. Jahrhundert. Der war ja in den polnischen
 Teilungen, spätes 18. Jahrhundert, aufgeteilt
 10 worden zwischen Russland, Österreich-Ungarn
 und dem Deutschen Reich bzw. Preußen in die-
 sem Fall noch, was dann Teil des Deutschen Rei-
 ches wurde. Das heißt, es gab eine relativ gro-
 ße – etwas mehr als 5 % – polnischsprachige
 15 Minderheit im Deutschen Reich, das dann 1871
 gegründet wurde. [Bei ca. 41 Millionen Einwoh-

nern wären das etwas mehr als 2 Millionen.]
 Und die lebten eben in diesen Randgebieten
 Preußens im Osten, die [...] an das Zarenreich
 20 Russland, an Österreich-Ungarn grenzten. [...] Das
 sind nicht die Einzigen, die ins Ruhrgebiet
 kamen, also nicht die einzigen Fernwanderer, es
 kamen auch aus Norddeutschland zum Teil Leu-
 te, die [...] keinen Minderheitenstatus hatten, [...] in
 25 sprachlicher Hinsicht, die Deutsch sprachen.
 Aber aus diesen Ostprovinzen Preußens kamen
 relativ viele, weil das wirklich so ein bisschen
 das Armenhaus Preußens, des Deutschen Rei-
 ches auch gewesen ist. Also extrem ländlich und
 30 dementsprechend auch extrem stark getroffen
 von der Rationalisierung der Landwirtschaft.

D3 Das Push-Pull-Modell

Das Push-Pull-Modell der Migration geht davon aus, dass Menschen aus einem ursprünglichen Gebiet „weggedrückt“ werden (engl.: „to push“, „drücken“), während sie von einem anderen Gebiet „angezogen“ (engl.: „to pull“, „ziehen“) werden.



www.youtube.com/watch?v=tqfEWZy8ZTo

D4 Podcast-Ausschnitt II

1 **FINCK: Mit der industriellen Expansion setzte dann um die Jahrhundertwende, in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts, die eigentliche Fernmigration, die Fernwanderung ein,**
5 **und mit ihr kamen die sogenannten Ruhrpolen. Was sind „Ruhrpolen“?**

NONN: Staatsbürgerlich gesehen, sind das häufig gar keine Polen, sondern eigentlich preußische Staatsbürger, die [...] aus den preußischen Ostprovinzen kommen, aus der Provinz Posen, der Provinz Westpreußen und dann vor allem auch aus [...] Ostpreußen. [...] Das sind sehr ländliche

15 Regionen, die so ein bisschen wie Münsterland oder Mittelrhein dann eben auch die gleichen Probleme hatten. Also da findet eine Rationalisierung der Landwirtschaft statt, [...] es gibt eine Freisetzung von Arbeitskräften, und die suchen also Arbeit dann und sind auch bereit, relativ weit wegzuziehen. Schlesien könnte man auch
20 nennen, wobei – da kommen relativ wenige Leute her, weil die Polnisch sprechenden Preußen, die in Schlesien wohnen, die gehen dann in die schlesischen Gruben. Sie haben es einfach näher.

D5 Historische Karten Deutschlands

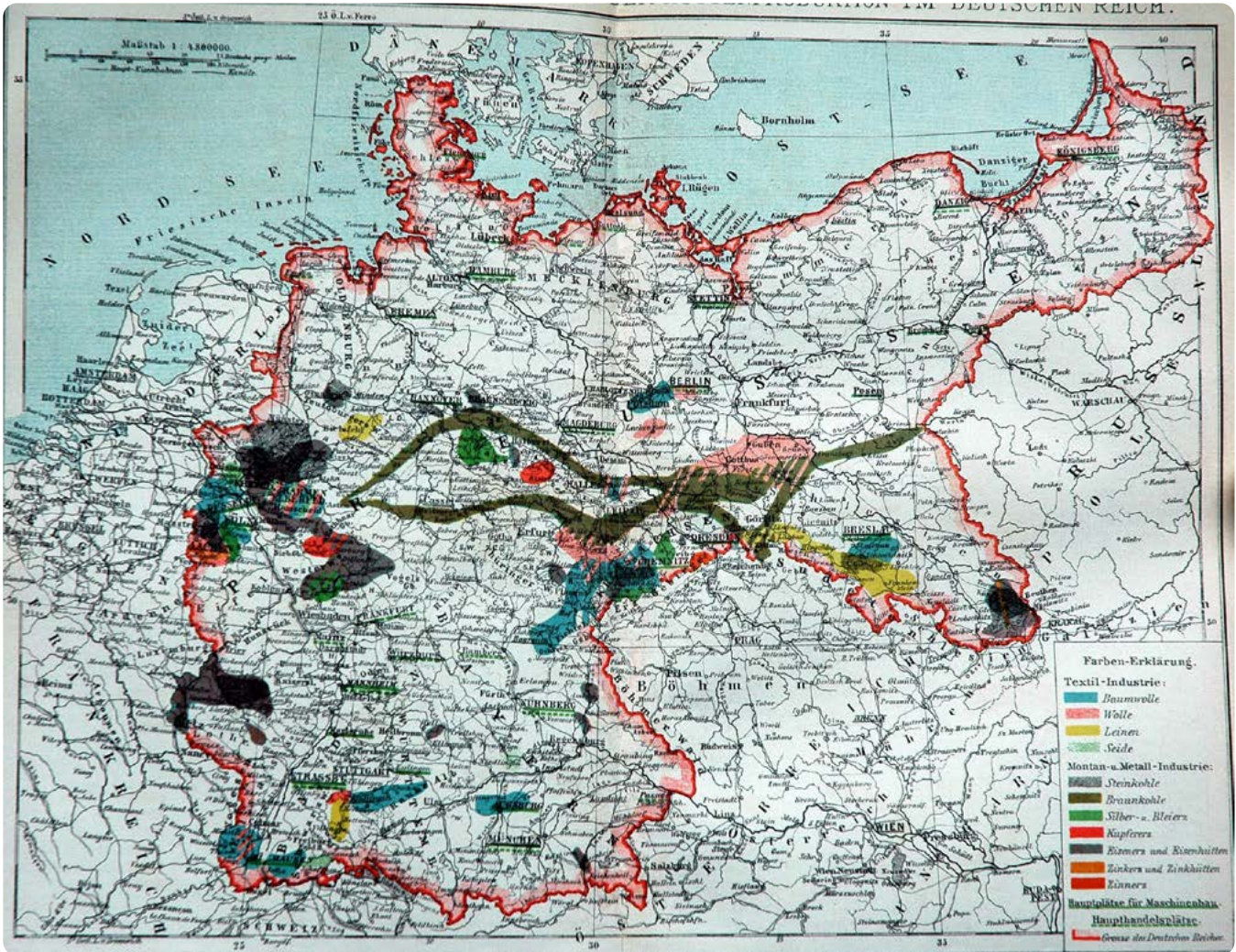
Zollvereine und Industriegebiete im Deutschen Bund 1828–1855



<https://www.bpb.de/themen/zeit-kulturgeschichte/revolution-1848-1849/517430/die-wirtschaft-mitte-des-19-jahrhunderts/>
Lizenz: cc by-nc-nd/4.0/deed.de



Karte der Industrie des Bergwerks und Hüttenproduktion des Deutschen Reiches (1892)



https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Deutsches_Reich_Bergwerke.jpg#filelinks

Lizenz: Public Domain Mark 1.0 Universal

Q2 Gekürztes Transkript des „Masurenaufrufs“ (s.a. Q1)

„Masuren!“

1 In rein ländlicher Gegend, umgeben von Fel-
 dern, Wiesen und Wäldern, den Vorbedingun-
 gen guter Luft, liegt ganz wie ein masurisches
 Dorf, abseits vom großen Getriebe des westfäli-
 5 schen Industriegebietes, eine reizende, ganz neu
 erbaute Kolonie der Zeche Victor bei Rauxel.

Diese Kolonie besteht vorläufig aus 40 Häusern
 und soll später auf etwa 65 Häuser erweitert
 werden. In jedem Hause sind nur 4 Wohnun-
 10 gen, 2 oben, 2 unten. Zu jeder Wohnung gehören
 etwa 3 oder 4 Zimmer. Die Decken sind 3 Meter
 hoch, die Länge bzw. Breite des Fußbodens be-
 trägt über 3 Meter. Jedes Zimmer, sowohl oben
 als auch unten, ist also schön groß, hoch und luf-
 15 tig, wie man sie in den Städten des Industriege-
 bietes kaum findet.

Zu jeder Wohnung gehört ein sehr guter, hoher
 und trockener Keller, sodaß² sich die eingelager-
 20 ten Früchte, Kartoffeln usw. dort sehr gut erhal-
 ten werden.

Ferner gehört dazu ein geräumiger Stall, wo sich
 jeder sein Schwein, seine Ziege oder seine Hüh-
 25 ner halten kann. So braucht der Arbeiter nicht
 jedes Pfund Fleisch oder sein Liter Milch zu kau-
 fen.

Endlich gehört zu jeder Wohnung auch ein Gar-
 30 ten von etwa 23 bis 24 Quadratrußen³. So kann
 sich jeder sein Gemüse, sein Kumpst⁴ und seine
 Kartoffeln, die er für den Sommer braucht, selbst
 ziehen. Wer noch mehr Land braucht, kann es
 in der Nähe von Bauern billig pachten. Außer-
 dem liefert die Zeche für den Winter Kartoffeln
 35 zu billigen Preisen. Dabei beträgt die Miete für
 ein Zimmer (mit Stall und Garten) nur 4 Mark
 monatlich, für die westfälischen Verhältnisse
 jedenfalls ein sehr niedriger Preis. [...] Die ganze
 Kolonie ist von schönen breiten Straßen durch-
 zogen, Wasserleitung und Kanalisation sind vor-
 handen. Abends werden die Straßen elektrisch
 40 erleuchtet. Vor jedem zweiten Haus liegt noch
 ein Vorgärtchen, in dem man Blumen oder noch
 Gemüse ziehen kann. Wer es am schönsten hält,

45 bekommt eine Prämie. In der Kolonie wird sich
 in nächster Zeit auch ein Konsum⁵ befinden,
 wo allerlei Kaufmannswaren wie Salz, Kaffee,
 Heringe usw. zu einem sehr billigen Preise von
 der Zeche geliefert werden, auch wird dort ein
 Fleischkonsum eingerichtet werden. Für grö-
 ßere Einkäufe liegen Castrop, Herne und Dort-
 50 mund ganz in der Nähe. [...] Den Ankommenden
 wird in der ersten Zeit je nach Bedarf, ein Bar-
 vorschuß bis zu 50 Mk. gegeben. Für die Kinder
 sind dort zwei Schulen erbaut worden, sodaß sie
 nicht zu weit laufen brauchen, auch die Arbeiter
 55 haben bis zur Arbeitsstelle höchstens zehn Mi-
 nuten zu gehen. [...]

Masuren! Es kommt der Zeche hauptsächlich da-
 60 rauf an, brave, ordentliche Familien in diese ganz
 neuen Kolonien hinein zu bekommen. Ja, wenn
 es möglich ist, soll diese Kolonie nur mit masu-
 rischen Familien besetzt werden. So bleiben die
 Masuren ganz unter sich und haben mit Polen,
 Österreichern usw. nichts zu tun. Jeder kann
 denken, daß er in seiner masurischen Heimat
 65 wäre. [...] Jede Familie erhält vollkommen freien
 Umzug; ebenso jeder Ledige freie Fahrt. Sobald
 eine genügende Anzahl vorhanden ist, wird ein
 Beamter der Zeche sie abholen. Die Zeche ver-
 langt für den freien Umzug keine Bindung, eine
 70 bestimmte Zeit dort zu bleiben, wie andere Ze-
 chen. Sie vertraut ganz und gar der Ehrlichkeit
 der Masuren. Wem es nicht gefällt, kann von
 dort ruhig weiter ziehen: die Verwaltung der Ze-
 che hofft aber, daß es den masurischen Familien
 75 dort so gefallen wird, daß sie an's Weiterziehen
 garnicht denken werden. Auch weiß sie, daß
 sehr viele Familien später freiwillig nachziehen
 werden, wenn erst die Briefe der Zugezogenen
 angekommen sind. Überlege sich also jeder die
 80 ernste Sache reiflich! Die Zeche will keinen aus
 der Heimat weglocken. Auch keinen seinem jet-
 zigen Arbeitsverhältnisse entreißen; sie will nur
 solchen ordentlichen Menschen, die in der Hei-
 mat keine Arbeit oder nur ganz geringen Ver-
 85 dienst haben, helfen, mehr zu verdienen und

¹ Bewohner der gleichnamigen Region im ehemaligen Ostpreußen

² Rechtschreibung wie im Original

³ Ca. 326–340 m²

⁴ Kohlköpfe zum Einlegen

⁵ Kleiner Einkaufsladen („Tante-Emma-Laden“), in dem vor allem die alltäglichen Gebrauchsgüter angeboten wurden.

noch etwas zu ersparen, damit sie im Alter nicht zu hungern brauchen. Vorgetäuscht wird durch dieses Plakat nichts, es beruht alles auf Wahrheit.

90 Wie er sich die Angelegenheit reiflich überlegt hat, sage dies seinem Gastwirt, bei dem dieses Plakat aushängt. Dieser schreibt dann an Herrn Wilhelm Royek in Harpen bei Bochum. Es werden dann nach kurzer Zeit zwei Herren erscheinen,

95 die das Nähere bekannt geben werden. Jeder besorge sich gleich seine Papiere: Arbeitsbuch und Geburtsschein (Militärpaß genügt nicht). Diese Papiere werden von den beiden Herren gleich mitgenommen. Später kommt dann ein Beamter
100 der Zeche, um die sich Meldenden abzuholen, da die Wohnungen erst Ende September bezogen werden können.“

Quelle: Abschrift des Originals, Seite 6

Q3 Transkript des Zeitungsartikels „Was geht vor?“ (s.a. Q1)

„Was geht vor?“

1 Diese Frage haben wir in der letzten Nummer der ‚Bergarbeiter-Zeitung‘ stellen müssen, heute wollen wir sie an dieser Stelle wiederholen! Die Schwarze Liste im Ruhrbecken wird immer
5 umfangreicher, Hunderte und Tausende Arbeiter werden ausgesperrt. Die Krisis setzt mit erschreckender Härte ein, die Arbeitslosigkeit in allen Berufen steigt höher und höher und heute steht fest, daß es in den kommenden Monaten
10 nicht besser, sondern noch schlimmer werden wird. Auch auf den Ruhrgruben setzen reguläre Arbeiterentlassungen ein. Trotz alledem reisen Werbeagenten aus dem Ruhrbecken¹ im Auslande umher, um ganze Kolonnen Arbeiter in das Ruhrgebiet zu werben. Wir sind jetzt in der
15 Lage, mitzuteilen, daß in der Tat auf den Gruben in Nordböhmen, [...], die Bergarbeiter massenhaft kündigen, um nach dem hiesigen Kohlenrevier auszuwandern.
20 Die Zeitung der österreichischen Union der Bergarbeiter teilt uns mit, daß ihrerseits alles getan wird, um die Auswanderung zu verhüten, leider glaubt man nicht an einen großen Erfolg. Man hat seitens unserer Bruderorganisation zu-
25 gestimmt, daß sich ein Beamter des Bergarbeiterverbandes nach dem Auswanderungsgebiet begeben soll, um die Bergarbeiter über die Lage in den deutschen Kohlenrevieren, vornehmlich über die Lage im Ruhrbecken aufzuklären.
30 Wir sind nicht mit Haß gegen die fremden Arbeiter erfüllt. Wir huldigen nicht dem Grundsatz, daß jeder Arbeiter an der Heimatscholle zu kleben hat, am wenigsten, wenn es ihm in seiner

Heimat elend und schlecht ergeht. [...] Wenn in
35 einem Lande oder in einem Bezirk die Industrie aufschnellte, wie es in den letzten Jahren im Ruhrbecken war, dann haben wir sogar die Notwendigkeit eingesehen, wenn die aufstrebende Industrie sich stützte auf die Einwanderung
40 fremder Arbeiter. Wir waren froh, wenn den fremden Arbeitern der Drang nach wirtschaftlicher Besserung trieb und wir freuten uns noch mehr, wenn die eingewanderten Arbeiter in die Reihen der kämpfenden einheimischen Kameraden eintraten, um gemeinsam mit ihnen für
45 eine höhere Lebensstellung der Arbeiterklasse zu wirken. Alles das enthebt gegen uns den Vorwurf des Fremdenhasses.
Und dennoch erheben wir unseren Ruf gegen die Einwanderung in jetziger Zeit! Arbeiter-
50 mangel existiert im Ruhrbecken nicht mehr, die Ruhrgruben sind z. Z. nicht mehr von einer weiteren Einwanderung abhängig. Im Gegenteil, die Werksbesitzer im Ruhrbecken sperren tausende
55 Arbeiter erbarmungslos auf Monate hin aus. Für viele hundert brave Familienväter gibt es jetzt keine Arbeit auf den Werken mehr. [...] Wie kann man es wagen, in einer solchen Zeit Werbeagenten nach dem Auslande zu schicken, um Arbeiter
60 nach dem Ruhrbecken zu locken? [...] Die Krisis soll benutzt werden, einheimischen Arbeitern zu zeigen, daß sie ihre Wünsche möglichst einzuschränken haben, daß die Zeit angebrochen ist, wo das Herrenrecht ganz und voll zur Geltung sich bringen will. Nicht nur vom Auslande schleppt man Arbeiter in Massen heran, nein der Beutezug wird nach dem Osten unseres

¹ Ruhrgebiet

Vaterlandes verlegt. Ein günstiger Wind wehte uns folgendes Plakat auf den Redaktionstisch:

70 „Masuren! [...]“²

Also Agenten im Ausland, Agenten für den Osten, ein Skandal sondergleichen! Freilich wird das Plakat Erfolge haben. Das ist ja alles so süß, so herrlich geschildert, daß die Masuren vermei-

75 nen müssen, es handele sich bei ihnen nur um einen Verdienstwechsel, der ihnen ein Paradies auf Erden verspricht, um sonst nichts anderes. [...] Die Masuren werden von den Polen und Oesterreichern abgesondert bleiben und den Polen

80 und Oesterreichern wird man erzählen, daß sie zu ‚ihrem Glück‘ mit den Masuren nicht in Berührung kommen werden – jedem das Teil Giftmischung, wie sie ihm zugedacht ist. Sie alle, die den Sirenengesängen der Werksagenten Folge

85 leisten, werden sich Luftschlösser aufbauen – die dann wie eine fata morgana in sich selbst zerfließen, sobald die Gelockten es mit der rauhen Wirklichkeit zu tun bekommen. Massenhaft kommen sie, massenhaft reisen die Betrogenen

90 ab, jetzt in der Krise erst recht. [...]“

Quelle: Abschrift des Originals

Q4 Denkschrift des Alldeutschen Verbandes

1901 entwarf der Alldeutsche Verband, ein Verein zur Propagierung einer völkisch-nationalistischen und imperialistischen deutschen Expansionspolitik, in der Denkschrift „Die Polen im rheinisch-westfälischen Steinkohlebezirk“ einen Maßnahmenkatalog (hier in Auszügen).

1 1. „Eine Besorgnis, dass die polnische Sprache und Rasse im rheinisch-westfälischen Industrie-

5 bei richtiger Behandlung der Polenfrage nicht gehegt zu werden. Unter den [hier genannten] Bedingungen ist es sogar wahrscheinlich, dass die Eindeutschung der Polen sich im Industrie-

10 bezirk wesentlich rascher vollziehen wird als im Osten. [...]“

2. Dem vorhandenen Bestreben mancher Polen auf Verdeutschung ihres Namens ist auf das weitgehendste entgegenzukommen. Zur Vereinfachung dieser Umdeutschung muss jeder einen

15 polnischen Namen Tragende das Recht haben, etwa gegen Anmeldung beim Amtsgericht, ohne dass ihm irgendwelche Kosten erwachsen, seinen Namen zu ändern. [...]

3. Die Einwanderung ist nur reichsdeutschen Polen zu gestatten; es ist noch strenger als bisher darauf zu sehen, dass keine ausländischen Polen den Zuzug vermehren. 4. Die polnische Presse im Industriebezirk ist streng zu beaufsichtigen; zu

25 [diesem Zweck] sind alle polnischen Blätter zu verpflichten, den polnischen Text und eine deutsche Übersetzung nebeneinander zu drucken, da das Polnische keine gemeinverständliche Umgangssprache ist. [...] 5. Es ist anzustreben, dass alle Versammlungen im Industriebezirk in der

30 Landessprache abgehalten werden. [...] 6. Die polnischen Vereine im Industriebezirk bedürfen nach wie vor einer Beaufsichtigung. Aufzüge in polnischer Tracht und Demonstrationen wie z.B. das Anbringen polnischer Schilder aller Art sind

35 zu verbieten. [...] 9. Die polnische Sprache ist unter keinen Umständen in den Schulen, Fortbildungsschulen [...] zuzulassen. 10. Vom nationalen Standpunkt ist die polnische Seelsorge im Industriebezirk durchaus zu beanstanden. Es ist

40 daher grundsätzlich seitens der Kirchenbehörden [...] die polnische Seelsorge einzuschränken und mit der Zeit ganz zu unterlassen.“

Quelle: entnommen aus [Unterrichtsmaterial zu S04E12](#) (dort wird angegeben: eigenes Archiv)

² An dieser Stelle des Zeitungsartikels wurde der komplette „Masurenaufruf“ abgedruckt.

Q5 Aufruf in Herne (1899)

1 „[...] Aufruf an die Polen in Herne und Umge-
gend! [...] Laßt Euch nicht aufreden, wartet ru-
hig, bis eine Verständigung herbeigeführt wor-
den ist. Denkt daran, daß die Feinde der Polen
5 jeden unüberlegten Schritt zu eurem Nachteil
werden auszunützen suchen! [...]“

Übersetzung eines Aufrufs zum Streik in Herne. Redaktion
des Bochumer „Wiarus Polski“ vom 29. Juni 1899.
Quelle: Horst Mönnich: Aufbruch ins Revier Aufbruch nach
Europa. Hoesch 1871–1971. Dortmund 1971.

D6 Podcast-Ausschnitt III

1 **FINCK: In vielen Städten stammte Anfang des**
20. Jahrhunderts jeder vierte [...] Bewohner
aus Ostpreußen, Posen oder Westpreußen.
Städte wie Bottrop zum Beispiel galten als
5 **Klein-Warschau, oder Teile von Duisburg, da**
sagt man, das ist „Polen am Rhein“. Deutet das
darauf hin, dass [...] diese Ruhrpolen sehr ab-
geschottet lebten, also in ihren eigenen Kie-
zeln, würde man heute sagen, in ihren eigenen
10 **Vierteln?**

NONN: Ja, ich glaube, das ist zum Teil eine Frage
der Wahrnehmung, weil man hat es jetzt nicht
mehr mit Leuten zu tun, die sagen, wir aus West-
falen, aus dem Rheinland, die [...] die gleiche
15 Sprache sprechen wie die Alteingesessenen. Man
hat es jetzt mit Leuten zu tun, die eine andere
Sprache sprechen. [...] Manche von denen sind
zweisprachig, aber viele sprechen auch erst mal
gar kein Deutsch. Das heißt, die finden sich auch
20 nicht zurecht. Die haben einen Vorarbeiter, der
dann Polnisch spricht, der dann zweisprachig ist
oder so was. Oder sie können ein paar Brocken

Deutsch, auf der Arbeit kommen sie rum, im Pri-
vatleben eigentlich nicht. Das heißt, die fallen
25 auf [...]. Und sie konzentrieren sich eben auch in
bestimmten Stadtteilen, an bestimmten Zechen.
Es gibt sogar Polenzechen, wo die ganz überwie-
gende Mehrheit der [...] Arbeiter tatsächlich pol-
nischsprachig ist, aus den preußischen Ostpro-
30 vinzen kommt. Und ja, in gewisser Weise igeln
die sich ein und separieren sich auch ein biss-
chen, auch wenn sie die Sprache relativ schnell
und leicht lernen, weil sie sich unter ihresglei-
chen halt einfach am wohlsten fühlen, und weil
35 sie häufig auch von ihren Arbeitgebern dann in
bestimmten Kolonien geschlossen angesiedelt
werden. Und dadurch entstehen dann solche
Stadtteile, die tatsächlich so einen sehr stark pol-
nischen Charakter haben. Die bilden dann auch
40 so ihre eigenen Vereine aus. [...] Die haben ihre
eigenen Kirchengemeinden auch, wo zum Teil
dann sogar polnischsprachige Messen gelesen
werden.

Raum für eigene Notizen

06 Spottkarte auf die „Ruhrpolen“ (circa 1900)



Der Text auf dieser verspottenden Karikatur lautet: „Heiteres aus dem Streikgebiet. Na Stanislaus, bist’ nicht bang, dass dir der Wagen genullt wird? Ne, Kamerad, dä Wagen wird nich genullt, der is ja immer voll.“

Der Kommentar bezieht sich auf den Kinderreichtum der polnischen Familien. Im Bergbau wurde ein Förderwagen „genullt“, d.h. mit Lohnabzug belegt, wenn er nicht voll genug beladen war.

veröffentlicht in: German History Intersections, <<https://germanhistory-intersections.org/de/migration/ghis:image-113>> [04.12.2025].

Die in German History Intersections wiedergegebenen Primärquellen sind für den individuellen, akademischen, pädagogischen und nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Neben vollständigen Quellenangaben sind sie mit der empfohlenen Zitierweise zur Verwendung in Fußnoten in akademischen Büchern und Artikeln, Hausarbeiten und Studienarbeiten in gedruckter oder digitaler Form versehen.

Schritt 2: Die „Gastarbeiter“ im Ruhrgebiet

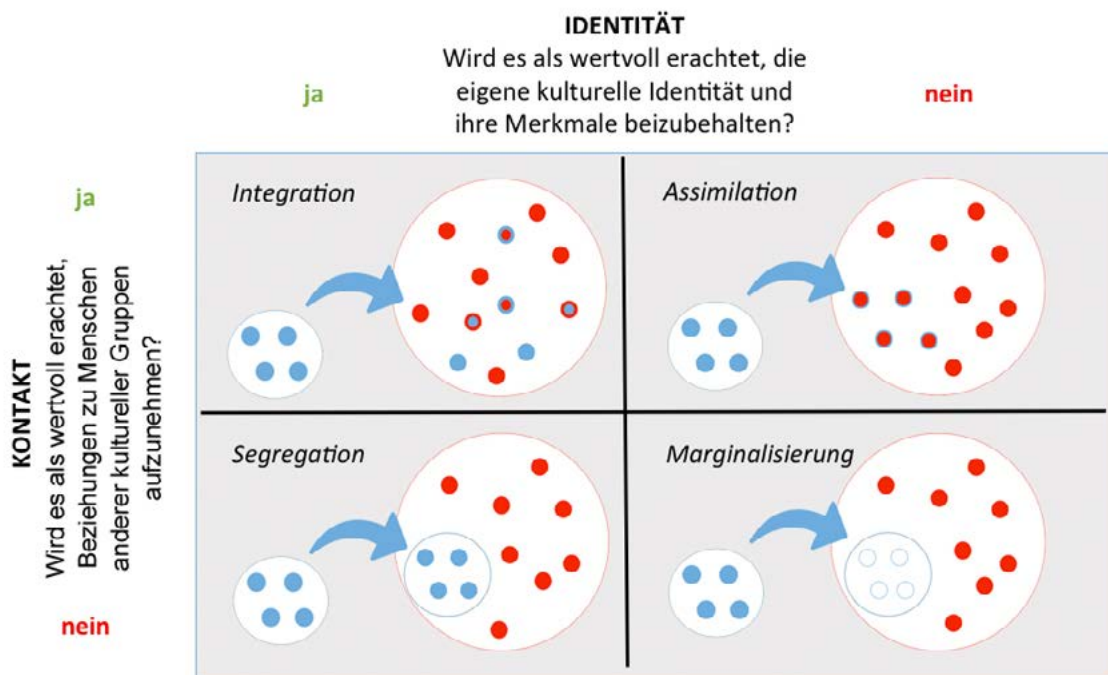
Q1 Empfang des millionsten Gastarbeiters mit Blasmusik und einem Moped (1964)



<https://www.youtube.com/watch?v=20VPD1my0Nc>

D1 Vier Formen der Akkulturation

Vier-Felder-Matrix



https://de.wikipedia.org/wiki/John_W._Berry#/media/Datei:Vier-Felder-Matrix-nach-Berry.jpg Lizenz: CC BY-SA 4.0

D2 Podcast-Ausschnitt IV

1 **FINCK: Sie haben vorhin [...] geschildert, dass die sogenannten Ruhrpolen doch relativ, zu-**
mindest eine Zeitlang, relativ abgeschottet
 5 **in ihren eigenen Vierteln lebten. Wie war das bei den Gastarbeitern ab den späten 50er-, in**
den 60er- und auch 70er-Jahren? [...] Wo wa-
ren die untergebracht zunächst, oder wo be-
kamen sie Wohnungen?

NONN: Die sind häufig zunächst mal in irgend-
 10 welchen Wohnheimen untergebracht worden. [...] Die Arbeitgeber haben das vielfach organi-
 siert, oder die Kommunen haben das auch or-
 ganisiert. [...] Es waren auch wieder ganz über-
 15 wiegend junge Männer, die am Anfang kamen, und die sind dann [...] in solche Ghettos gebracht
 worden. Sie konnten sich zwar frei bewegen in
 der Stadt, natürlich. Aber vielfach war es so,
 dass sie ursprünglich [...] in Unterkünften von
 20 ehemaligen Zwangsarbeitern untergebracht
 worden sind, in den 50er-Jahren. Die es ja dann
 häufig noch gab, [...] da hatten früher die Flücht-
 linge drin gewohnt, nach 1945. [...] Und als die
 25 den 50ern, 60ern ausgezogen sind und in den
 normalen Wohnungsmarkt übergegangen sind,
 hat man dann sozusagen übergangslos die Gast-
 arbeiter da reingebracht. [...] Das hieß natürlich
 auch, dass die dann vielfach so ganz ähnlich ge-
 30 sehen wurden. Genau wie die Flüchtlinge [...] nach wie vor als Zwangsarbeiter gesehen wur-
 den, wurden die Gastarbeiter eben auch so von
 den Einheimischen [...] gesehen. Wurden auch
 ausgegrenzt. [...] Sie sprachen häufig auch die
 Sprache des Landes halt nicht, und haben die erst
 35 langsam gelernt. Das heißt, sie waren auch mas-
 siv segregiert, sie lebten lange Zeit auch massiv
 für sich. Und die, die dann geblieben sind, waren
 in der Regel diejenigen, die ihre Familien nach-
 geholt haben und die aus diesen Heimen dann
 40 ausgezogen sind und irgendwie in Mietwohnun-
 gen zogen. Und dann haben sie natürlich mas-
 siven Anschluss bekommen. Allein schon über
 die Familie, über die Kinder vor allem, die dann
 mit deutschsprachigen Kindern auf der Straße
 gespielt haben. Und dann ist [...] genau das pas-
 45 siert, was bei allen Migrationsprozessen immer
 wieder passiert. Die zweite Generation, die inte-
 griert sich ganz schnell und ganz leicht.

FINCK: Wann begann das, was vielfach heu-
te als Parallelwelten beschrieben wird? Also
 50 **wenn man zum Beispiel nach Duisburg-Marx-**
loh kommt, heißt es oft, da leben keine, in
Anführungsstrichen, „Deutschen“ mehr, wo-
bei Deutsche dann die Alteingesessenen sind,
 55 **sondern überwiegend, 95 %, nicht „Bio-Deut-**
sche“, dieses schreckliche Wort.

NONN: Das ist ja etwas, was meistens mit den
 Türken verbunden wird, diese Parallelgesell-
 schaft, und auch durchaus zu Recht. Weil die
 Türken tatsächlich diejenige Gruppe der Gast-
 60 arbeiter gestellt haben, die eben besonders zahl-
 reich geblieben sind. Die kamen auch als letzte,
 die kamen ja erst seit den 1970er-Jahren, im We-
 sentlichen, und dann in den 80ern, 90ern gab
 es den massiven Familiennachzug. Das heißt,
 65 [...] Nachfahren der italienischen Gastarbei-
 ter haben wir mittlerweile in der dritten, vier-
 ten Generation hier dabei, also ich habe solche
 Leute an der Uni [...], das ist auch bezeichnend,
 die sind da auch zahlreich. Die Türken, die sind
 70 erst gekommen so in den letzten zehn Jahren
 tatsächlich hier an die Uni. [...] Die Italiener [...] dieser dritten, vierten Generation, die können
 häufig gar kein Italienisch mehr. [...] Die haben
 vielleicht noch einen Großvater in Apulien, aber
 75 wenn sie ihn besuchen wollen, dann muss Papa
 immer dolmetschen, weil die selbst kein Italie-
 nisch mehr sprechen. Bei den Türken ist es an-
 ders, weil sie deutlich zahlreicher gewesen sind.
 [...] Abgesehen davon, dass ihnen auch [...] mehr
 80 Misstrauen entgegengebracht wurde, weil sie
 auch religiös natürlich anders gestrickt waren
 als die katholischen Italiener oder katholischen
 Spanier. [...] Die Migrantinnen aus Europa waren ja
 alle Christen. Das heißt, die waren leichter inte-
 85 grierbar. Bei den Türken, die überwiegend Mus-
 lime sind, hat das nicht so einfach funktioniert.
 Und sie waren sehr, sehr zahlreich. Das heißt sie
 hatten auch die Chance, sich einzugeln in be-
 stimmten Stadtteilen. Und dann kommt dazu,
 90 [...] die Italiener, die Spanier, die Jugoslawen
 und so weiter, die kamen ja in den 50er-, 60er-
 Jahren, also in der Wirtschaftswunderzeit. Die
 Türken kamen in den 70er- und 80er-, 90er-Jah-
 ren. Dann brachten sie die Familien noch hinter-

95 her. Das heißt, zu einem Zeitpunkt, wo mit den
 Ölkrisen dann die Wirtschaft nicht mehr ganz
 so rundlief. Und die Möglichkeiten des sozialen
 Aufstiegs, zur sozialen Integration waren deut-
 lich eingeschränkter. Das hat dann dazu ge-
 100 führt, dass sie tatsächlich in diesen relativ gro-
 ßen Gruppen, die sich also in ihren Stadtteilen,
 ihren Vereinen und so weiter eingegliedert haben,
 vielfach auch dringeblichen sind. Weil relativ
 wenige von ihnen es geschafft haben, sozial auf-
 105 zusteigen und damit den Anschluss an die Mehr-

heitsgesellschaft zu finden. [...] Vielen Türken
 wiederum ist das gelungen. Bei den türkischen
 Migranten gibt es zwei Gruppen. Die sind etwa
 gleich groß. Die eine Hälfte ist super integriert.
 110 Die Kinder sprechen alle Deutsch [...]. Die Enkel
 kommen jetzt bei uns an die Uni und machen
 ein Uni-Studium. Das heißt, sie haben einen so-
 zialen Aufstieg hingelegt. Total beeindruckend.
 Dann gibt es die andere Hälfte, der ist das nicht
 115 gelungen. Die bilden dann diese Parallelgesell-
 schaften.

Q2 Eko Fresh – Der Gastarbeiter (2012)



<https://www.youtube.com/watch?v=yQZTntUx3Yk>

Lyrics: Eko Fresh – Der Gastarbeiter

<https://genius.com/Eko-fresh-der-gastarbeiter-lyrics>

Q3 Eko Fresh – 60 Gastarbeiter Bars (prod. by Phat Crispy) (2021)



<https://www.youtube.com/watch?v=KWd-OCdaTtQ>

Lyrics: Eko Fresh – 60 Gastarbeiter Bars

<https://genius.com/Eko-fresh-60-gastarbeiter-bars-lyrics>

Q4 Cem Karaca – Willkommen (Die Kanaken 1984)



<https://www.youtube.com/watch?v=OKUvoBvTImc>

Lyrics: Cem Karaca – Willkommen

<https://genius.com/Cem-karaca-willkommen-lyrics>

Q5 Aydan Özoğuz

Interview von 2015, seit 2009 Bundestagsabgeordnete der SPD.

Özoğuz' Eltern zogen im Jahr 1961 von Istanbul nach Hamburg, um ein Importunternehmen für Haselnüsse zu gründen. Sie wuchs in Hamburg-Lokstedt auf.

1 **„tagesschau.de: Vor 60 Jahren schloss die Bundesrepublik Deutschland mit Italien das erste Anwerbeabkommen für Gastarbeiter. Welche Bedeutung hatte dieser Schritt?**

5 Aydan Özoğuz: Das Anwerbeabkommen hat Deutschland verändert. Es ist ein Teil der Geschichte dieses Landes, der aber bei manchen noch nicht ganz im Bewusstsein angekommen ist. Zwar haben die allermeisten Gastarbeiter
 10 Deutschland wieder verlassen, aber es sind auch viele Menschen geblieben und inzwischen zu Deutschen geworden. Heute hat jeder fünfte Deutsche eine Einwanderungsgeschichte in der Familie – der größte Teil kommt von der Gastarbeiteranwerbung.
 15

tagesschau.de: Ihre Eltern kamen aus der Türkei nach Deutschland. Wie wurde Ihre Familie aufgenommen?

20 Özoğuz: Mit den Nachbarn hatten wir immer sehr viel Glück, mit den Behörden war das etwas anders. Meine Eltern kamen als Unternehmer nach Deutschland, haben aber ganz selbstverständlich einen Gastarbeiterstempel in den Pass bekommen. Ich übrigens auch. Die Gleichung
 25 war damals: Türke = Gastarbeiter.

tagesschau.de: Also keine wirkliche Willkommenskultur?

30 Özoğuz: Meine Freunde aus Gastarbeiterfamilien und ich haben alle sehr ähnliche Dinge in unserer Jugend erlebt. Es gab Paten und Nachbarn, die sich ganz fürsorglich um Jugendliche gekümmert haben. Dort ist es mit der Integration dann meistens gut gelaufen. Aber es gab auch andere Erlebnisse. Das Schulsystem war beispielsweise
 35 alles andere als einwandererfreundlich. Die Übersetzungsleistung etwa, die mehrsprachig aufgewachsene Kinder im Unterricht erbracht haben, wurde nicht einmal wahrgenommen. Das hat
 40

die Politik viel zu spät gemerkt – mit dem Pisa-Schock von 2001.

45 **tagesschau.de: Welche anderen Gründe sehen Sie dafür, dass die Integration der Gastarbeiter lange nicht gut funktioniert hat?**

Özoğuz: Es gab damals keine Konzepte. Ich kann verstehen, dass man nach den ersten Anwerbeabkommen dachte, die Menschen würden wieder gehen. Das dachten die meisten Gastarbeiter ja auch. Aber auch später wurde kaum etwas für eine wirkliche Integration getan. Der erste Ausländerbeauftragte der Bundesregierung, Heinz Kühn, hat bereits 1978 gefordert, dass wir uns verstärkt um Sprachkurse und Bildung kümmern müssen. Das hatte aber keine Auswirkungen. Ein Beispiel: Als die Spätaussiedler in den frühen 90er-Jahren nach Deutschland kamen, wurden ihnen ganz selbstverständlich Deutschkurse angeboten. Aber selbst dann kam niemand auf die Idee, auch flächendeckend Deutschunterricht für die ehemaligen Gastarbeiter anzubieten. Das ist für mich schwer akzeptabel. Integrationskurse gibt es verbindlich erst seit 2005.
 65 Das war 50 Jahre nach der ersten Anwerbung.

70 **tagesschau.de: Derzeit kommen wieder Hunderttausende Menschen nach Deutschland - die meisten als Flüchtlinge. Welche Lehren muss die Politik aus den Versäumnissen der Vergangenheit ziehen, damit die Integration dieser Menschen funktioniert?**

Özoğuz: Das Wichtigste ist, dass wir die Fehler nicht wiederholen. Der fundamentale Denkfehler damals war, zu glauben, dass die Menschen sowieso wieder gehen. Das ist heute nicht mehr so in den Köpfen verankert. Wir brauchen für die Flüchtlinge, die hier bleiben werden, schnell Integrationskurse und Deutschunterricht. Die Flüchtlinge sind eine Chance für Deutschland. Uns fehlen heute bereits junge Menschen – und in der Zukunft werden uns auch Arbeitskräfte fehlen, da Millionen Arbeitnehmer in den Ruhestand gehen werden.“
 80

Zitiert nach: Tagesschau.de: „Es gab damals keine Konzepte“. Internet-Publikation <<https://www.tagesschau.de/inland/integration-oezoguz-gastarbeiter-101.html>> [eingesehen am: 18.01.2025].



Q6 Sevim Celebi-Gottschlich

Ihre Mutter putzt in Ankara bei reichen Leuten; Sevim Celebi-Gottschlich arbeitet sich auf das Handelsgymnasium vor. Mit gerade einmal 17 Jahren eröffnet sie 1970 ihrer Familie: Ich gehe nach Deutschland! Sie geht zur Deutschen Verbindungsstelle und eine Woche später bezieht sie ein Vierbettzimmer in einem Wohnheim für Gastarbeiterinnen am Stadtrand von Berlin.

1 Anfänge in Berlin

„Das bin ich in der Fabrik. Bei Siemens in Spandau, in meinem ersten Monat. Weil ich vom Gymnasium kam, musste ich nicht an so ein richtiges Arbeiterfließband. Ich kam in eine Abteilung, in der die elektrischen Teile aus der Produktion ankamen. Die haben wir kontrolliert. Der Job war ein bisschen qualifizierter als die meisten Gastarbeiterjobs; wir haben auch mit Ingenieuren zusammengearbeitet. Das hier ist Jörg, ein Kollege. Wir haben uns auf der Arbeit immer gut unterhalten, so gut wie es mit unserem Englisch eben ging. Seine Frau und er haben mich in meinem ersten Jahr Weihnachten und Silvester zu sich nach Hause eingeladen. Sie war katholisch, vielleicht hatte das auch etwas mit Nächstenliebe zu tun. Sie waren sehr nett – und ich war glücklich, Anschluss zu haben. Du kannst dir nicht vorstellen, wie einsam ich war! Wochenlang habe ich geheult. Das graue Wetter, das Vierer-Zimmer, die Arbeit in drei Schichten! Ich wollte Deutsch lernen und studieren. Ich dachte: Wo bist du gelandet? Berlin besteht nur aus Arbeit! Siemens bot uns nicht mal einen Deutschkurs an, der uns geholfen hätte, in unserem Alltag klarzukommen. Wenn ich Bus gefahren bin, habe ich dem Fahrer das Portemonnaie hingehalten. Ich wusste nicht einmal, was ein Ticket kostet. Aus dem Wohnheim bin ich nach zwei Monaten ausgezogen. Meine Mutter kam; und ich durfte sie nicht mit auf mein Zimmer bringen, nicht einmal zu Besuch. Mit drei Frauen haben wir etwas Neues gesucht: Eine Scheune in Spandau, am Rand der Stadt, die haben wir dann notdürftig möbliert.

35 Aus der Fabrik wäre ich da auch schon gern weg. Aber ich hatte einen Vertrag über zwei Jahre unterzeichnet. Als die um waren, habe ich sofort gekündigt.“

Deutsch lernen

40 „Mein Deutsch war immer noch nicht gut – mit drei Schichten im Wechsel kannst du nicht zur Schule gehen; das geht nicht. Und die Kollegen in der Fabrik sprachen nur gebrochenes Deutsch mit uns, dabei lernt man auch wenig. Das Studium musste ich weiter verschieben; fünf Jahre musste ich arbeiten, um Anspruch auf BAföG zu haben. Außerdem haben die deutschen Behörden meine türkische Ausbildung dem Hauptschulabschluss gleichgesetzt. Jeden Abend bin ich nach Kassenschluss in die Schule; erst auf die Realschule, dann auf das Abendgymnasium! Der Horror! Aber zu Hause hatte ich gesehen, wie es ist, wenn man nichts hat.“

Ein Rückblick

55 „Ich wollte so viel erreichen in diesem Land, politisch, kulturell, demokratisch; ich habe geredet, geschrieben, diskutiert und aufgeklärt, 30 Jahre lang. Und dann zeigt sich: Nicht einmal in meiner eigenen Familie, nach 13 Jahren Ehe, mit einem gemeinsamen Kind, bin ich auch nur einen Schritt weitergekommen! Als ich gehört habe, dass meine eigenen Schwiegereltern ihrer Enkelin sagen, dass Türken eine Stufe tiefer stehen, war es aus mit meiner Überzeugungsarbeit gegen Rassismus. Heute bin ich der festen Überzeugung: Erstens wird es Rassismus immer geben; zweitens: Warum sollte es ausgerechnet die Aufgabe von Migrantinnen und Migranten sein, ihn zu bekämpfen? Wie tief die Ressentiments sitzen, zeigt sich ja immer wieder. Selbst die dritte Generation, in Deutschland aufgewachsen, gebildet und gut ausgebildet, muss mehr um Stellen kämpfen als ihre urdeutschen Altersgenossen. Ist es ein Wunder, dass so viele in die Türkei abwandern? Warum sollen sie sich das antun? In meinem Beruf, in der Sozialarbeit,

hat die Diskriminierung vollends absurde Züge angenommen: Wenn Leute gesucht werden, die mit der türkischen Community arbeiten, dann stellt man lieber einen Deutschen ein, der Türkisch gelernt hat, als jemanden mit einem türkischen Namen.“

Q7 Ali Başar

Der 30-jährige Ali Başar kam ohne Ausbildung und Deutschkenntnisse im November 1961 nach Deutschland. Ihm kam das neue Land wie ein Paradies vor, in dem ihm trotzdem viel Leid und Ungerechtigkeit widerfuhr.

1 „Als Anfang der 60er-Jahre die ersten Züge vom
Bahnhof Istanbul-Sirkeci nach Deutschland
rollen, ahnt wohl kaum jemand, dass damit
Migrationsgeschichte geschrieben wird. Im En-
thusiasmus, mit dem der Aufbruch der Arbeiter
begleitet wird, verbirgt sich jedoch die sichere
Ahnung davon, dass die Reisenden auf diesem
Wege Armut, Gewalt, politischem oder sozialem
Druck entkommen. Der Bahnsteig von Sirkeci
10 verwandelt sich am Abfahrtstag zum Festplatz:
Mit Jubel, Trubel und Tränen werden die Gastar-
beiter der ersten Stunde von Freunden und Ver-
wandten verabschiedet. Ali Başars Familie kann
natürlich nicht aus ihrem Dorf anreisen. Aber
15 die Studenten aus dem Istanbul Wohnheim,
in dem er zuletzt als Hausmeister gearbeitet hat,
sind gekommen, um ihm Lebewohl zu sagen.
[...]

20 In einem großen Raum, einer Art Salon unter-
halb des Bahnhofs, haben sie uns versammelt.
Sie gaben uns Obst, frisches Brot, Käse – und
Würstchen. Wir dachten natürlich, das sei
Schweinefleisch und wollten es nicht essen. Die
Männer schauten uns an und machten ‚Muuuh!‘
25 Wir verstanden und haben die Würstchen beru-
higt gegessen. Dann wurden wir eilig in Gruppen
aufgeteilt – je nach Ort und Arbeitgeber. Es brei-
tete sich Panik aus, als wir erfuhren, dass wir ge-
trennt werden sollten und alleine weiterreisen
würden. Alle riefen durcheinander: Hasan, wo
30 gehst du hin? Mehmet, in welche Stadt fährst
du? Kaum einer sah sich danach wohl je wie-

Zitiert nach: Bundeszentrale für politische Bildung: 1961:
Anwerbeabkommen mit der Türkei. Sevim Celebi-Gott-
schlich Internet-Publikation <<https://www.bpb.de/themen/migration-integration/anwerbeabkommen/43199/sevim-celebi-gottschlich/>> [eingesehen am: 18.01.2025].

der. Ich wurde mit zwei anderen Männern nach
Dortmund geschickt. [...]

35 In den Pausen saß ich meist alleine da, auf einem
Stein. Ich fühlte mich so einsam wie nie zuvor.
Ich konnte mit niemandem reden, die Deutschen
haben mich nicht beachtet. Bis Lorenz kam, der
war anders. Er setzte sich neben mich, sprach
40 mit mir. ‚Ich: Lorenz, du: ?‘ – ‚Ich: Ali.‘ So begann
unsere Freundschaft. Am nächsten Tag brachte
Lorenz mir von der Trinkhalle eine Sinalco mit,
die er von seinem eigenen Geld für mich gekauft
hatte! Ich gab ihm von meinem Brot, machte Tee
45 für ihn. Irgendwann luden er und seine Frau
Edith mich auch zu sich nach Hause ein. Die bei-
den haben mich aus meiner Einsamkeit befreit,
sie haben mir sehr geholfen, so liebe Menschen.
Wenn ich sehr traurig war, hat Lorenz mir den
50 Arm um die Schulter gelegt und mich aufgemun-
tert. In Dortmund gab es damals außer Ahmet,
Şükrü und mir überhaupt keine Türken.

In dem Bergwerk, in dem ich gearbeitet habe,
gab es einen Kollegen, Charly. ‚Hey, Türke!
55 Komm mal hier, mach mal hier fertig...‘, hat er
immer gerufen. Einmal, in der Pause, sagte er
zu mir: ‚Hey, Türke, ich bin ein reinrassiger Ost-
preuße. Du bist mein Sklave.‘ – ‚Ja‘, antwortete
ich. Ich konnte ja kaum Deutsch, hatte gar nicht
60 verstanden, was er gesagt hatte. Zu Hause habe
ich im Wörterbuch nachgeschlagen, was Sklave
bedeutet. Oh, dachte ich, das ist ja etwas Schlech-
tes! Am nächsten Tag saßen wir wieder da, Char-
ly sagte wieder das Gleiche zu mir. ‚Hau ab, du!‘,
65 rief ich und setzte mich woandershin. Meine
Kollegen wollten Charlys Verhalten aber nicht
akzeptieren. Sie gingen zu unserem Kolonnen-
führer Heinz und erzählten ihm, was Charly ge-
sagt hatte. Daraufhin ging der Kolonnenführer
70 zu Charly und stellte ihn zur Rede: ‚Was hast du

Schritt 3: Strukturwandel und Perspektive

D1 Podcast-Ausschnitt V

1 **FINCK: ... Prosper-Haniel in Bottrop. Das mar-**
kiert endgültig das Ende dieser industriellen
Prägung des Ruhrgebiets. Wie erlebten denn
jetzt besonders Migrant:innen diesen soge-
nannten Strukturwandel? Bedeutet das für
sie sozialen Abstieg? War es einfach nur ein
Bruch? Eine Neupositionierung? Auch eine
Chance?

10 NONN: Die haben das, glaube ich, genauso er-
 lebt wie die Alteingesessenen, die im Bergbau
 oder in der eisenverarbeitenden Industrie tätig
 waren. [...] Der Unterschied lag nur darin, dass
 die Arbeit im Bergbau vor allem immer eine
 15 Arbeit gewesen ist, die den Neuankömmlingen
 zugewiesen wurde. Das war die körperlich an-
 strengendste, gleichzeitig aber auch relativ gut
 bezahlt. Das heißt, wenn man aus ärmlichen
 Verhältnissen aus dem Ausland kam, dann war
 20 das attraktiv, da zu arbeiten. Und es blieb immer
 auch nicht viel anderes übrig, als das zu tun. [...] In
 der Kohlebranche hat die Krise ja begonnen
 im Ruhrgebiet. Eigentlich schon in den späten
 25 50er-Jahren. In den 60ern und 70ern brach sie
 dann ganz massiv aus. Das heißt, das haben ge-
 rade die Gastarbeiter, die da vielfach gearbeitet
 haben, ganz massiv mitbekommen. Ja, [...] für
 viele, gerade in den 70er-Jahren, ich habe die
 30 Türken eben erwähnt, ist das sozusagen das
 Problem gewesen, das deren sozialen Aufstieg
 schwierig gemacht hat. Weil sie dann ihren Job
 verloren haben, weil sie in irgendwelchen an-
 deren, deutlich schlechter bezahlten Jobs sich
 durchschlagen mussten oder arbeitslos wurden.
 35 [...] Wobei das eben für Alteingesessene ganz ge-
 nau so gegolten hat, die in diesen Branchen tätig
 gewesen sind.

40 **FINCK: Der soziale Wandel war und ist tief-**
greifend im Ruhrgebiet. Und besonders ein-
drücklich beschrieben habe ich das gefunden
bei einem 1972 in Oberhausen geborenen
Nachfahren von sogenannten Ruhrpolen, der
sich selber als Ruhrpole versteht, obwohl er
bereits in der vierten Generation hier lebt,
45 seine Familie kam 1918 aus dem heutigen Po-
len ins Revier. Er will nun mit seiner Familie
nach über 100 Jahren zurückkehren in das
Herkunftsdorf seines Urgroßvaters. Und sei-
ne Beweggründe fasst er zusammen, er sagt,
50 das Ruhrgebiet hat mit dem Strukturwandel
seine eigentliche Besonderheit, seinen Cha-
rakter verloren. Dieses besondere Lebensge-
fühl ist weg. [...] Heute bestimme nur Armut
das Bild, öffentliche Einrichtungen seien ma-
55 rode, die Innenstädte verkommen. Und der
entscheidende Grund, den er nennt, [...] er
möchte, dass seine Kinder vor allem eine an-
dere Zukunft haben. Und seine Kinder finden
in Polen wieder, Zitat, „eine homogene Gesell-
60 schaft mit Wertevorstellungen, die wir teil-
en“. Zitat Ende.

65 [...] Mit anderen Worten, ihm ist die Gesell-
 schaft im Ruhrgebiet, in Deutschland viel-
 leicht auch inzwischen, zu heterogen, zu
 bunt, zu fremd. Und das hat mich doch etwas
 aufhorchen lassen. Der Nachfahre von Zu-
 wanderern empfindet ethnische und kultu-
 relle Vielfalt als bedrohlich. Er sieht das nicht
 als Chance. Wie ist das möglich? Ist er ironi-
 70 scherweise vielleicht besonders integriert,
 weil ja auch viele alteingesessene Deutsche
 inzwischen so denken und diesen Wunsch
 nach Überschaubarkeit und mehr Homogeni-
 tät besitzen?

75 NONN: Ja. Das ist [...] frappierend. Vor allem,
wenn man sich klarmacht, dass ja im Grunde, sa-
gen wir, dieses Aushalten von Vielfalt und Hete-
rogenität und kultureller Heterogenität [...] seit
80 150 Jahren jetzt [...] ein Markenkern des Ruhrge-
biets eigentlich gewesen ist. Da ist ja sozusagen
eine Migrationswelle nach der anderen drüber
hinweggegangen. Und dann würde man eigent-
lich erwarten, dass man sich daran gewöhnt hat,
dass man das aushalten kann. Das Problem, glau-
85 be ich, ist einfach, wie eben schon gesagt, das
Ruhrgebiet ist eine Krisenregion. Und das kann
man auch nicht ohne Weiteres wegdiskutieren,
wie es politisch zum Teil versucht wird. Das [...]
Ruhrgebiet leidet nach wie vor an den Spätfolgen
90 [...] dieses Strukturwandels, des Strukturbruchs,
also des Wegfalls des Bergbaus, des Kohleberg-
baus, der Schwerindustrie. Und auch wenn
sich das verändert hat, und auch wenn da neue
Branchen sich angesiedelt haben, [...] Dienstleis-

95 tungsunternehmen und dergleichen, ist es nach
wie vor eine der Regionen mit einer sehr hohen
Arbeitslosigkeit in Westdeutschland. Und das
führt eben auch dazu, dass Parteien wie die AfD
da besonders erfolgreich sind. Ich weiß nicht, wo
dann dieses Sich-sehnen nach Homogenität jetzt
100 herkommt. Das hat, glaube ich, vor allem damit
zu tun, dass die Heterogenität jetzt, anders als
seit den 1850er-Jahren, eben nicht mehr mit ei-
nem Boom und einem Aufbau verbunden ist. Es
gibt eine einzige Phase, wo das nicht so ist. Das
105 waren die 1920er-Jahre, wo das Ruhrgebiet auch
schon mal sich krisenhaft entwickelt hat. Und
da gibt es eben auch massive Verwerfungen, [...]
auch massiv Abwanderungstendenzen aus dem
Ruhrgebiet, also die Ruhrpolen, die dann nach
110 1918 zum Teil gar nicht nach Polen gehen, son-
dern nach Belgien oder Frankreich [...]. Also, ich
denke, das sind ganz überwiegend wirtschaftli-
che Faktoren, die dahinterstecken. [...]

D2 Ein Denkmal für unsere Gastarbeitenden



Quelle: <https://www1.wdr.de/nachrichten/migration-gastarbeiter-denkmaeler-dortmund-100.html>



Projektauftrag



Stellt euch vor, ihr seid ausländische Journalisten, die durch das Ruhrgebiet reisen, um dort mehr über die Stimmung in den heutigen Zeiten des Strukturwandels herauszufinden. Führt nun Interviews mit den unten angegebenen Personen, um ein Gefühl für die Situation im Ruhrgebiet zu gewinnen. Euer Ziel ist es, die verschiedenen Perspektiven zu verstehen und darzustellen.

Für die Interviews könnt ihr z.B. digitale Tools nutzen, um mit fiktiven Figuren zu „sprechen“. Achtet darauf, dass die Antworten zu den Rollen passen.

Dazu gehören:

- Sammelt mögliche Fragen, die ihr den Personen stellen möchtet.
- Führt die Interviews mithilfe von KI.
- Fasst eure Ergebnisse der Interviews in einem Zeitungsartikel zusammen.

Zu besetzende Rollen:

- ein ehemaliger Bergarbeiter ohne Migrationshintergrund
- ein Nachfahre von Ruhrpolen
- ein Kind von Gastarbeitern
- eine Schülerin im Ruhrgebiet

So könnte ein möglicher Prompt aussehen:

„Ich möchte ein Interview mit einer Tochter eines italienischen Gastarbeiters aus dem Ruhrgebiet über die heutige Situation und den Strukturwandel führen. Bitte antworte in ihrer Rolle und schildere mir deine Sicht auf ...“

Vergleicht eure Erkenntnisse aus den Interviews mit den Thesen aus dem Podcast. Erläutert dabei einerseits, ob die Aussagen der KI eine realistische Perspektive abbilden, und andererseits, welche These aus dem Podcast durch die Interviews am ehesten gestützt wird.

Impulse



- Arbeitet aus dem Podcast-Ausschnitt (D1) die drei Thesen (kulturell, ökonomisch und historisch-strukturell) heraus, die erklären sollen, warum manche Menschen im Ruhrgebiet Vielfalt heute als Bedrohung sehen.
- Bewertet den Ansatz der Stadt Dortmund im Umgang mit Vielfalt und Migration, der im Beitrag der Aktuellen Stunde (D2) aufgezeigt wird.

historycast



was war – was wird

Impressum

Autor Lukas Winter
lukaswinter4@googlemail.com

Redaktion Dr. Helge Schröder
dr.helge.schroeder@geschichtslehrerverband.de

Layout Kai D. Röwer, www.ad-roewer.de

Gefördert von der Stiftung Orte der Deutschen Demokratiegeschichte

Illustrationen © Irmela Schautz, www.irmela-schautz.de

Alle Nachweise beziehen sich auf einen letzten Zugriff im Dezember 2025.

12/2025